Hohe See.

Eine Geschichte vom Strande. Von Philipp Mengerhoff.

So waren denn endlich die langerwarteten Tage der großen „Landwirthschaftlichen Ausstellung" in Königsberg gekommen. — Und alle Welt schien sich ein Rendezvous dabei gegeben zu haben, denn es waren wirklich lauter fröhliche Begrüßungsakte und Wiedersehens-Entzückungen, auf die die helle Junisonne herunterlachte. — Das Straßenleben der Provinzialresidenz zeigte ein ganz verändertes Aussehen. In großen Rudeln zogen sie einher die Herren Großgrundbesitze, erfüllt von dem Gefühl ihrer Wichtigkeit bei diesem so allgemein interessanten Unternehmen, und wie der Schweif am Kometen, so hing an ihnen die Schaar der kleineren Besitzer, der weniger intelligenten, die sich in ihrem Glanze sonnten, und die in dieser Umgebung auch den Schein von Bedeutung zu erhalten meinten.

Aus allen Provinzen waren sie gekommen mit zu concurriren, mit zu bewundern und ihre Erzeugnisse mit bewundern zu lassen, oder auch nur mitzuthun bei dem Vergnügen, das neben der Arbeit und Unruhe der Ausstellung, die große Stadt ihren Gästen reichlich bot.

„Was unternehmen wir heute Abend?" war eine der wichtigsten Tagesfragen, die schon von Morgens an der Beachtung unterzogen wurde, und sie mochte wohl zum Allgemeinwohl gelöst werden, denn von Tag zu Tag mehr strahlten die Gesichter der Festtheilnehmer in behaglicherer Heiterkeit.

„Heute Fahrt nach Trakehnen — machen Sie sie mit, Wiesing?"

„Nein, mir zu offiziell — erspare mir's bis morgen — übermorgen, wie man abkommen kann," war die im jovialen Tone gegebene Antwort, — „habe mich übrigens heute schon für Luisenhöh verpflichtet."

„Luisenhöh? — Was ist da los? Wohl ein Tänzchen, wie? Nicht — Schade! Aber was haben Sie denn da? Warum schreien Sie so, Leutenant? Man hört in diesem Lärm ja doch zwei Schritte weit kein Wort mehr."

„Da müssen Sie alle mit," sagte zu jenen Beiden schnell nähertretend ein junger, sehr modern und elegant gekleideter Herr, — „da müssen Sie alle mit — das ist sicher für uns Gäste aus dem Binnenlande extra so eingerichtet."

„Aber was denn — so erzählen Sie doch?"

„Da schlägt man eben ein Telegramm aus Cranz an: „Hohe See. Prachtvoller, imposanter Anblick." — Können wir uns was Schöneres wünschen? — Ich fahre mit dem nächsten Zuge — zum Abend sind wir wieder da — wer kommt mit? —"

„Ich" — „ich" — „ich," rief es von allen Seiten, und dazwischen Fragen: „Wie weit ist es?" „Wie lange dauert die Fahrt?" ꝛc. ꝛc. — —

Und nun zogen sie nach dem Bahnhofe. Wie beim Rollen aus dem Schneeball die Lawine wird, so wurde aus dem kleinen Kreise fröhlicher, junger Herren eine wahre Massen-Expedition. Die Bahnverwaltung hatte schleunigst noch einige Waggons einstellen müssen, um die Fülle der Schaulustigen fortzuschaffen, und nun folgte ein Stündchen des Stillsitzens und desto lebhafteren Plauderns, ein Stündchen, in dem der Witz und der Scherz, auch zuweilen recht derber Art, zu seinem Recht kam, und dann war man in Cranz; und der erste Eindruck, den man dort auf dem Bahnhofe empfing, machte sich in vielen verschiedenen, alle das Gleiche bedeutenden Ausrufe Luft: „Ei, der Tausend, wie frisch!" — „Das ist ja hier verdammt luftig!" — „Zum Teufel, ist das hier immer so kalt?" p. p. Und nun wurden die Ueberzieher, die man nur „so Scheins halber" mitgenommen hatte, angezogen, die Halstücher vorgeholt, die Rockkragen aufgeschlagen, die Hüte fester aufs Haupt gedrückt, und nun ging's fort. Gleich rechts um die Ecke an dem Ostseehotel vorbei. Vorbei?

„Was meinen Sie — wir wollen doch erst einen Cognac nehmen? Der scheint hier nöthig zu sein."

Welche richtige Beobachtung, welch' trefflicher Vorschlag — ja, er war hier nöthig; man sah es an der Masse, die sich nun abzweigte, um erst einen soliden Grund für den Naturgenuß zu legen, ehe sie der kleinen Gesellschaft folgte, die in lebhaftem Verlangen nach dem Anblick des aufgeregten Meeres keiner Stärkung dafür sich benöthigt gefühlt hatte.

Wie es wogte und schäumte — wie es brauste und donnerte, das herrliche Meer! Wie die langen, schaumgekrönten Wellen heran rollten, sich an der Brandung hoben und überschlugen und nun ihren weißen Gischt in die Höhe spritzten, daß er wie ein Regenbad über den Strand fegte — — es war doch ein herrlicher Anblick! Auf ein so großartiges, so überwältigendes Schauspiel war man garnicht gefaßt gewesen — — Gott's Donner und Dorta — das packte doch mächtig!

Auf dem Corso war die ganze Badegesellschaft von Cranz versammelt. Die Damen in wasserdichten Regenmänteln, das Filzhütchen tief in die Stirn gedrückt, oder ein Schleiertuch über die Haare gebunden, damit der ungalante Wind die Stirnlöckchen nicht zu sehr zerzause. So schob und drängte man sich da herum, blickte auf die See, auf die Neuangekommenen, und hatte seine Freude an deren sichtbarem Erstaunen und Entzücken. Wagte sich einer in der Ueberraschung dieses Anblicks der Ballustrade, die den Corso nach dem Meere hin begrenzt, zu nahe, so kam es wohl vor, daß eine sich eben brechende Welle ihre Wasser über den Unvorsichtigen ergoß, und der so unsanft aus seiner Entzückung Erweckte zog sich dann, durch das Gelächter seiner Umgebung beschämt, aber in den meisten Fällen darin einstimmend, aus dieser vorgeschrittenen Position zurück. Diese Neckerei, die die See mit den sie Beobachtenden trieb, wiederholte sich aber immer wieder und wieder und erzeugte dadurch eine Heiterkeit in der Gesellschaft, wie sie harmloser nicht gedacht werden kann.

Der Seesteg, der sich längs des Strandes vom Corso bis zu dem am Ende des Ortes beginnenden Walde hinzieht, und der sonst die Hauptpromenade des Bade-Ortes bildet, erschien heute ganz leer, denn tiefer als der Corso gelegen, war er dem Ansturm der Wellen auch mehr ausgesetzt, und daß diese das Recht der Badegäste auf demselben nicht respektirten, bewies der durchnäßte Boden und die triefenden Bänke.

Oben an der Treppe, die vom Corso zum Seesteg hinunter führt, stand eine Gruppe Herren, deren Mittelpunkt jener junge, schlanke Mann war, dessen entschieden ausgesprochene Absicht nach Cranz zu fahren, sie alle zu dieser Partie veranlaßt hatte. Ohne gerade von besonders vortheilhaftem Aeußern zu sein, hob er sich durch seine ungezwungene, stramme Haltung und seine elegante und moderne Toilette von allen Uebrigen ab, und obwohl der Ton, in welchem seine Umgebung mit ihm verkehrte, beständig etwas Neckendes, um nicht zu sagen — Hänselndes hatte, so merkte man doch, daß er in diesem Kreise eine gewichtige Stimme besaß. — Wen sich das Glück zu seinem Liebling auserwählt, darf sicher sein, auch bei seinen Mitmenschen Beachtung zu finden. Und ein Lieblingskind Fortuna's war er. Er war Besitzer des schönsten Rittergutes in Westpreußen weit und breit; solche Felder, solche Wälder, solche Jagden wie Schönau gab es nicht wieder. Er hatte es ererbt, nachdem er eine fröhliche Studentenzeit in Bonn und Heidelberg durchgemacht, nachdem er als Garde-Dragoner, welchem Regimente er jetzt als Reserve-Offizier angehörte, auch alle Genüsse, welche die Residenz bietet, gekostet hatte. Aus seinem ziemlich regelmäßigen Winteraufenthalt in Berlin datirte auch seine Vorliebe für äußere Eleganz, die dort wohl gewürdigt wurde, aber in der Gesellschaft seiner Gutsnachbarn ihm manchen Spott und manche Neckerei eintrug. — Freilich, es geschah das stets in gutmüthigem Ton und er nahm es hin, denn er verhehlte es nicht: einen Grund gab er immer, an dem sich ihr Scherz wetzen konnte. War es zu glauben, daß es einen wunden Punkt in seinem äußerlich so sonnigen Leben gab, den er immer fühlte, der ihn verdroß oder schmerzte, je nach den Umständen, und der ihn oft schon so gedrückt hatte, daß er ihm die süße Gewohnheit des Daseins verleidete. Und dieser wunde Punkt, dieser quälende Verdruß, dieser kitzelnde Aerger war — sein Name. Er hieß — Müller. — War es denn nicht genug, daß er diesen bis zur Lächerlichkeit verbreiteten Namen tragen mußte, nein, — seine Eltern, die ihm sonst nur Gutes gethan, hatten ihn dazu noch „August" genannt. August Müller — konnte es etwas obscureres geben — und damit mußte er nun sein Leben über sich herumtragen — das war die Signatur seines Daseins. Wie konnte er sich dessen freuen!

Was nützten ihm die wohligen Verhältnisse, in denen er lebte, er hatte stets das Gefühl, etwas an sich zu haben, was andern ein Lächeln abzwingen mußte.

August Müller! — In der Schule schien das geflügelte Wort: „August, sollst mal 'runterkommen", eigens für ihn erfunden zu sein, und auf der Universität hieß man ihn, vielleicht wegen seiner gar zu sichtlich zur Anschauung gebrachten Vorliebe für's Aeußere stets „den schönen August." — Ach, wie ihn das Wort ärgerte — welchen heißen Kopf es ihm machte, wenn es in erregterer Stimmung einmal an sein Ohr schlug! Er hatte auch einmal dieserhalb eine Mensur gehabt, da, die schneidige Tiefquarte auf der linken Wange war ein Andenken an jenen Tag; aber was half's, er blieb der schöne August. Er konnte doch nicht jeden vor die Klinge fordern, auf dessen Lippen oder in dessen Augen er es las — und ach, er las es oft genug auch in schönen Augen.

Später, seit er Rittergutsbesitzer geworden, wurde es besser damit. Seinen Leuten, vom Ober-Inspektor bis zum Gänsehirten herab, war er „der Herr Lieutenant", und seine Nachbarn und sonstigen Bekannten hatten, seine Schwäche kennend, diese Anrede acceptirt. Aber trotzdem er jetzt ruhiger darüber dachte, Eins stand fest bei ihm: heirathete er einmal, so sollte seine Frau in erster Reihe den Vorzug haben, einen edlen Namen zu tragen. Eine geborene Baronesse oder gar eine Gräfin mußte das schlimme „Müller" verbessern, und niemals, niemals ging er von dieser Bedingung ab, das stand fest wie die Sonne am Himmel. — Er war so viel in der Welt herumgekommen, so viele Frauen und Mädchen hatte er kennen gelernt, aber die Gräfin, die es ihm warm um's Herz machen sollte, die hatte er noch nicht gefunden. Aber doch schon einmal Eine von der er bedauert, sehr bedauert hatte, daß sie nicht eine Gräfin, nicht einmal eine Baronesse oder wenigstens von gutem alten Adel war. — Wie kam ihm nur plötzlich der Gedanke an jene selige Zeit. — Dort nebenan in der Schaar junger Mädchen, die es offenbar darauf abgesehen hatten bei all der Wassernoth mit ihren schelmischen Blicken noch Feuer anzulegen, erschien die Eine ihm so bekannt und so vertraut. Die schlanke Gestalt, das feine Köpfchen, die schnellen und graziösen Bewegungen — er mußte immer wieder hinsehen, obwohl er ihr Gesicht nicht sehen konnte, das abgewendet von ihm blieb. Einmal trat er einen Schritt seitwärts, da erblickte er ein zierliches kleines Ohr und braune Löckchen, die es umgaben, und sein Herz schlug plötzlich laut.

„Lächerlich", sagte er zu sich, „lächerlich, solche Einbildung — wie sollte Lilli hierherkommen", und er lehnte sich über die Ballustrade und seufzte. Seine Augen schauten auf die brausende See, aber seinem Geiste zeigte sich ein ganz anderes Bild. Sommerkleider, inmitten all' der Frühlingspracht, als er sie zum ersten Mal gesehen. — Sie war nicht aus vornehmer Familie. Als die Gesellschafterin seiner Nachbarin, der Frau Amtsräthin, lebte sie eine kurze Zeit in seiner Nähe, von der alten Dame auf Händen getragen und verhätschelt, und von dem ganzen Bekanntenkreis derselben geliebt und bewundert. Es war ein liebliches Geschöpf, so hübsch, so talentvoll, so lustig, so recht eine wohlgelungene Sonntagsarbeit der Natur. Alle Welt bemühte sich, ihr Freude zu machen, und — o, er auch. Er wurde ordentlich erfinderisch im Ersinnen neuer Vergnügungen, die sie mit jugendlicher Heiterkeit und wachsender Freude dann genoß, und er — erfand sie nur, um mit ihr zusammen zu sein. Ihr glänzendes Auge, ihre lachenden Lippen zu sehen, ihr Erröthen bei seinem Kommen war doch zu schön. Er sah es immer am Tag und in der Nacht, wie sie das Köpfchen fortdrehte, wenn es bei seinem Gruß so purpurn in ihre Wangen stieg, und es wurde ihm so warm dabei um's Herz, so warm. Er fühlte sich als ganz anderer Mensch in ihrer Nähe, und wenn er einmal zu ihr auf seine alten Nicken zu sprechen kam, auf seine Werthschätzung alles Aeußeren, dann lachte sie lustig und sagte: sie glaube ihm das nicht, und dann — das war das merkwürdigste — dann erschien es ihm selbst als Phrase.

Einmal, nach einem sehr vergnügten Abend, es war mittlerweile Morgen geworden, die Damen plauderten noch beim Kaffee, und die Herren saßen mit ziemlich rothen Köpfen bei der Bowle im Zimmer nebenan. Der schöne August wurde wieder einmal hervorgeholt, und das erhitzte ihn schon, dann kam man mit einer Wendung auf die „Gräfin", die künftige Herrin von Schönau zu sprechen, und dann fragte jemand, was wohl Fräulein Lilli zu diesem feststehenden Zukunftsplan sagen würde.

„Fräulein Lilli?" — hatte er gesagt — „Fräulein Lilli Schulze?" und brüsk aufschend hinzugefügt: „Müller und Schulze, — — da wäre ja der Kladderadatsch zum allseitigem Gaudium fertig!"

Später war es ihm immer gewesen, als hätte er danach ein Seufzen und das Rauschen eines Gewandes in dem Kabinet nebenan gehört; in jener bösen Stunde gewann der Ton keine Bedeutung.

Nach einigen Tagen, als er der Frau Amtsräthin einen nachbarlichen Besuch machte, fand er sie tief betrübt, denn ihr Lillichen, ihre kleine Bachstelze hatte sie plötzlich verlassen. Es war ein Brief gekommen von ihrer Mutter, am Tage nach jenem Ball, und sie hatte unter Thränen gebeten gleich fortgehen zu dürfen, da sie derselben nöthig sei. — Es war dann sehr still geworden in seinem Kreise und der Winter in Einförmigkeit zu Ende gegangen. Nun hatte die Ausstellung ihn nach Ostpreußen gebracht, aber selbst hier, selbst in dieser fremden Umgebung ist man vor Wahnvorstellungen nicht sicher. Er seufzt — plötzlich läßt ihn helles Gelächter aufsehen. Aus der Mädchenschaar machten einige Waghälse den Versuch, den Seesteg zu passiren. Die Wellen hatten einige Minuten lang sich weniger stürmisch überschlagen, sodaß die beiden Ersten, die den gefährlichen Weg gewählt, schon ein gutes Stück zurückgelegt hatten, ohne gerade erheblich durchnäßt worden zu sein. Die Dritte aber, und es war gerade jene, die seine Aufmerksamkeit und Erinnerung so mächtig erregt hatte, war wohl zu langsam gegangen, oder mußte allein gelassen, ängstlich geworden sein, jetzt stand sie, etwa fünfzig Schritte vom Corso, triefte von Wasser, denn jede neue Welle ergoß neue Regenschauer über sie, und bemühte sich angstvoll einen aufgespannten Regenschirm, den der heftige Wind ihr zu entreißen suchte, festzuhalten. — Mit langen Sätzen war Müller die Treppe herunter gesprungen und eilte ihr Hilfe zu bringen. Er griff nach dem Schirm, der sich nun ausgekehrt hatte und trichterförmig gen Himmel strebte.

„Erlauben Sie, mein Fräulein — —" eben bricht eine heranrollende Woge ihr Wasser an dem Steg und laut aufklatschend fegt eine Sprühfluth über die Beiden, die mit vereinten Kräften den Schirm zum Ansturm entgegen halten. — Das Köpfchen wendet sich ihm zu.

„Lilli — Fräulein Lilli — Sie sind's wirklich?" und schnell und kurz erfolgt die Antwort:

„Ja, Herr Leutenant, ich bin's wirklich."

Und wieder rollt es näher und näher, und wieder ergießt sich brausend und zischend ein Sprühregen über die Beiden, von ihm jetzt ganz ohne Beachtung hingenommen.

„Fräulein Lilli — ich finde Sie wieder — welch' ein glücklicher Zufall!"

Sie hat kein Wort der Erwiderung, ihre Augen sehen über ihn fort, und hastig vorwärts strebend wischt sie mit einem Tuch über ihr feuchtes Antlitz, er sieht mit Entzücken, was sie zu verdecken strebt, jenes köstliche Roth über Nacken und Wangen steigen, dessen Anblick ihn immer berauschte.

„Lilli, geliebte Lilli — nein, das ist kein Zufall — das ist Fügung, die uns zusammenführt!"

Sie eilt schweigend vorwärts — er hält sich auf dem schlüpfrigen Wege schwer an ihrer Seite.

Lilli, haben Sie kein Wort der Erwiderung für mich? — Bin ich allein mit diesem Glücksgefühl? Ach, Lilli, Sie wissen es nicht, wie unbeschreiblich ich mich nach Ihnen sehne; ich habe Sie immer geliebt, Lilli, mit der ganzen Kraft meines Herzens."

„Das wußte ich und darum — —"

„Darum dachten Sie zweifach gering von mir, Lilli, weil ich das bessere Gefühl in mir verleugnete. War's nicht so?"

Jetzt drehte sie ihr Antlitz ihm zu, ein ernster Blick trifft ihn, der vor seinem glückstrahlenden sich senkt.

„Müller und Schulze," murmelt sie, aber so spöttisch sich auch die Lippe dabei kräuselt, es kommt mehr schmerzlich als erzürnt heraus.

Uns gerade jetzt wieder nach minutenlanger Pause ein donnerähnliches Getöse, eine neue Fluth über die Beiden.

„O Lilli, seien Sie nicht kleinlich inmitten dieser großen Natur. — Ich habe geblüht, glauben Sie es mir, und „Müller und Schulze" ruft längst das ganze Sehnen meines Herzens."

Sind es die rollenden Wogen — ist es das brausende Meer vor dem sie sich schutzsuchend an ihn lehnt? Ein ganzer Himmel voll Sonnenschein schaut ihn aus ihren Augen an.

Er schlingt den Arm um sie:

„Mein Lieb, mein einzig süßes Mädchen, — schau sie an — sie brachte uns Glück, die hohe See."

Die Rache.

Eine Geschichte aus Irland. Mitgetheilt von G. Zg.

Im Herbste 1798 brach in Irland in der Grafschaft Werford ein Aufstand aus. Die Insurrektion blieb ohne Erfolg. Um sich der Schuldigen zu bemächtigen, wurden mehrere Abtheilungen Soldaten geschickt, welche das Land besetzten. Eine solche Abtheilung stand auf der kleinen Insel der hl. Jungfrau. Eines Morgens trat der Unteroffizier Dionys zu seinem Hauptmann und meldete, daß Patrick O'Darcy gefänglich eingebracht worden sei, er habe bereits eine Rotte bestellt und frage an, ob er ihn solle erschießen lassen. „Haben wir das Gesetz für uns?" fragte der Hauptmann. „Ich halte es immer für Recht, sich eines Rebellen zu entledigen", erwiderte der Unteroffizier; „außerdem hat der Gefangene die letzte Nacht nicht in seiner Wohnung verbracht, er ist in Werford gewesen, wo sein Bruder Richard, ein Matrose, angekommen ist." — „Meinetwegen, Dionys!" sagte darauf der Hauptmann; „da wir ihn einmal haben, so wollen wir uns seiner auch entledigen."

Der Unteroffizier entfernte sich. Bald bereute der Hauptmann seine Uebereilung. Der Mann konnte unschuldig sein und sollte ohne Untersuchung erschossen werden! Er brach sofort auf, um die Exekution zu verhindern. Leider war es schon zu spät; denn er war noch nicht zwanzig Schritte gegangen, als Rottenfeuer ertönte. Eine Minute später stand er vor der Leiche seines Opfers. Der Erschossene war ein noch junger Mann, von hohem Wuchse und schönem Angesicht. Höchst bestürzt über das Geschehene, entfernte sich der Hauptmann. Unter den Zeugen der Scene befand sich ein Matrose, es war Richard O'Darcy, der Bruder des Erschossenen. Er eilte hinweg mit dem Vorsatze, den Tod seines unschuldigen Bruders an dem Hauptmanne zu rächen. Ein Geistlicher aber, der sein Vorhaben ahnte, redete ihm scharf ins Gewissen. „Ihr habt Recht, ehrwürdiger Herr", erwiederte Richard, „Patrick O'Darcy's Mörder muß durch sein eigenes Gewissen getödtet werden. Und daß es geschehe, dafür will ich sorgen."

Am Abend desselben Tages kam der Unteroffizier Dionys verstörten Angesichts ins Zimmer seines Hauptmannes und überreichte demselben einen schwarzgesiegelten Brief, welcher die Worte enthielt:

„Patrick O'Darcy hat den 1. Oktober 1798 zu leben aufgehört. Kapitän O'Gunnell wird den 1. Oktober 1799 sterben. Zwölf Monate!"

„Von wem kommt der Brief?" fragte der Hauptmann.

„Von Patrick O'Darcy selbst!" antwortete der Unteroffizier mit bebender Stimme.

„Ich glaube, Ihr seid ein Narr!" erwiderte sein Chef; „habt Ihr ihn denn nicht selbst erschießen lassen und seinen leblosen Leib gesehen?"

„Das ist gewiß wahr, und doch war es derselbe lange Mensch, den wir heute erschossen haben, der mir den Brief brachte!"

O'Gunnell war nicht abergläubisch, und doch konnte er sich beim Lesen dieses Drohbriefes eines Schauders nicht erwehren. Allein nach 14 Tagen hatte er den Vorfall vergessen. Er befand sich am 1. November in Dublin, da brachte ihm gegen Abend seine Wirthin einen Brief, den ein junger Mann für ihn abgegeben hatte. Des Schreibens Inhalt war derselbe wie desjenigen, welches er am 1. Oktober erhalten, nur war darin die Zahl der Monate auf elf gesetzt.

Den Hauptmann ergriff ein panischer Schrecken, seine Reue erwachte stärker als je und nach und nach verfiel er in den trübsten Spleen. Er hatte keinen Menschen von seiner Reise nach Dublin unterrichtet und war erst Tags zuvor angekommen. Welch' menschliches Wesen konnte ihn so schnell in Dublin finden? Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner, Schlaf- und Eßlust flohen ihn. Er suchte sich zu zerstreuen und stürzte sich in's Vergnügen, doch nichts vermochte ihn seinen quälenden Gedanken zu entreißen.

Den 1. Dezember befand er sich bei einem Gastmahle. Eben wollte er eine Gesundheit ausbringen, da legte ihm ein Diener einen schwarzgesiegelten Brief vor. Bleich wie der Tod sank er auf einen Stuhl zurück, er ergriff das Billet und sich zu einem grauenhaften Lachen zwingend, verließ er die Gesellschaft. Am nächsten Morgen verließ er Dublin, um in dem Gebirge Ruhe zu suchen.

Ein neues Jahr begann. Der Hauptmann kehrte von einem Ausflug zurück. Eben schritt er über den schmalen Steg eines Baches, da bemerkte er einen Mann, der mit der Hand gegen einen Punkt deutete, an dem er vorübergehen mußte.

Als er diesen Punkt erreichte, bemerkte er einen Brief an den Felsen geheftet, dessen Inhalt ihm ankündigte, daß er nur noch neun Monate zu leben habe.

Der Hauptmann machte die erdenklichsten Versuche, seinem Verfolger zu entgehen. Vergeblich! Am ersten Tag jedes Monats kam ihm der gefürchtete Brief zu, wie sehr er sich auch vor Jedermann verborgen halten mochte.

Endlich faßte er den Entschluß, England zu verlassen und zu einem Verwandten nach Amsterdam zu gehen. Er schiffte sich auf einem Fahrzeuge nach Rotterdam ein und war glücklich, als er die Küste Englands im Rücken hatte. Während der Nacht brach ein heftiges Gewitter aus und das Schiff kam in Gefahr. O'Gunnell begab sich auf's Verdeck und — von einem Blitzstrahle erhellt, sah er den jungen Mann vor sich, der ihm einen schwarzgesiegelten Brief zuwarf und dann verschwand.

Wer beschreibt das Entsetzen und die Verzweiflung des Hauptmanns! Von der düstersten Schwermuth bedrückt, kam er bei seinem Vetter an. Auf alle Fragen, was ihm fehle, antwortete er nur, daß er bald sterben müsse. So klagte er auch wieder, als er mit seinem Vetter an einem Kanal spazieren ging. „Heute muß ich sterben," sagte er, „mein Verfolger ist mir überall auf den Fersen. Ich sehe ihn, wo ich auch sein mag, am ersten Tage jeden Monats und werde von ihm an mein nahes Ende erinnert. „Sieh da, sieh da," rief er zitternd und gegen einen jungen Mann deutend, der langsam auf der entgegengesetzten Seite des Kanals vorüberging, „da ist er!"

Der Hauptmann konnte sich nicht mehr aufrecht halten und man trug ihn nach Hause. In der Ueberzeugung, des Kranken Zustand rühre von überspannter Arbeit her, ließ der Vetter an das Bett des Leidenden eine Schlaguhr stellen, deren Zeiger man eine halbe Stunde vorausgerichtet, weil man endlich so viel erfahren hatte, daß es sich um eine entscheidende Stunde handle, nach deren Vorübergang man neuer Hoffnung Raum geben dürfe.

In dem Maße, in welchem der verhängnißvolle Augenblick näher rückte, verschlimmerte sich des Kranken Befinden zusehends. Die Uhr schlug fünf. Alles blieb still. O'Gunnell schaute verstört um sich. Ein schwerer Seufzer entfuhr seiner Brust, die etwas leichter zu athmen schien. So verstrich eine Viertelstunde. Der Hauptmann äußerte das Verlangen, ein wenig zu schlafen. In demselben Augenblicke wurde die Thür mit Geräusch geöffnet und herein trat ein junger Mann in frischer Kleidung. Der Kranke richtete sich empor, richtete sein stieres Auge auf den Fremden und sank todt auf sein Lager zurück.

Sein Plagegeist und der Urheber seines Todes war Richard O'Darcy, der Bruder des erschossenen Patrick O'Darcy.

Selbstverrath.

Die junge Frau Assessor hatte schauderhaftes Unglück in der Küche. Obwohl sie täglich versicherte, daß sie ausgezeichnet kochen könne, mißlang ihr ebenso pünktlich jeden Tag das Essen — natürlich stets ohne ihre Schuld und nur durch irgend welche mißgünstige Zufälle. Diesen schenkte aber der Assessor, nachdem er wochenlang mit größter Selbstbeherrschung die unglaublichsten Sachen verschluckt hatte, zuletzt kein Vertrauen mehr und wagte sogar eines Tages, nach dem vollkommenen Fiasko einer Lerche mit Trüffeln, offen seine Zweifel an der Kochkunst Emiliens auszusprechen.

Nun aber gab's eine schreckliche Scene! Verkennung, Undank und Lieblosigkeit warf ihm die reizende kleine Frau vor. Schließlich brach sie in ein schmerzhaftes Schluchzen aus, daß er sich im Stillen einen heiligen Eid ablegte, in Zukunft ohne Widerrede Alles essen zu wollen, was sie ihm vorsetzen werde.

Am nächsten Tage kündigte sie denn auch, als er heimkehrte, mit strahlendem Gesichte einen „diesmal aber schon wirklich ausgezeichneten" Rehschlegel an, welche Nachricht der Assessor um so gefaßter entgegennahm, als er vorsorglich bereits durch ein Frühstück im Wernrestaurant sich für alles Kommende präpartirt hatte.

Der Rehschlegel erwies sich allerdings wieder zäh und ohne jede Würze — aber der Gatte hütete sich, davon eine Silbe zu sagen und brachte mit scheinbarem Appetit und geheuchelter Anerkennung auch einige Bissen hinunter — dann jedoch ging's nicht mehr. Er wollte schon trotz ihres mißtrauisch auf seinem Antlitz ruhenden Blickes die Gabel weglegen — da schellte es draußen. Er sprang auf und hinaus.

„Ach Kind", rief er, als er zurückkehrte, „denke Dir nur, unsere arme Wäscherin, die sieben Kinder und seit Monaten einen kranken Mann hat, ist wieder draußen; sie jammert, daß sie schon seit zwei Tagen nichts zu essen mehr im Hause hätten! Wenn ich mir vorstelle, daß wir da so schlemmen, und Andere leiden die bitterste Noth... Weißt Du was, die armen Leute sollen's auch einmal gut haben: Begehen wir eine heroische That, geben wir die Wäscherin den Rehschlegel!"

Und mit gutgespielter Begeisterung ergriff er die Platte und wollte schon damit hinauseilen — da fiel sie ihm in den Arm und rief entsetzt:

„Um Gotteswillen nicht, Hugo — die richtet mich ja sonst bei allen Bekannten aus!"

Schicksale eines Ringes.

Bei der Auktion verfallener Gegenstände im Leihamt zu Prag ward unlängst ein Ring versteigert, der für nur drei Gulden versetzt worden war. Wie man hat feststellen können, hatte der unglückliche König Ludwig XVI. denselben bei seiner Thronbesteigung von einem französischen Künstler geschenkt erhalten und ihn bis zu seinem tragischen Tode getragen. Der Henker Samson eignete sich den Ring gleich nach der Hinrichtung des Königs an und verkaufte ihn wenige Tage nachher für eine Kleinigkeit an den Grafen Schaumburg, der ihn einer französischen Schauspielerin schenkte. Diese verschenkte ihn wiederum an den Advokaten Chaveaud-Legard in Paris, in dessen Familie der Ring blieb. Eine Abkömmlingin dieser Familie, die einen böhmischen Edelmann heirathete, hatte den Ring geerbt. Vor einem Jahre starb dieselbe in Prag, und es ward der Ring Eigenthum eines entfernten Verwandten, der den Werth dieser historischen Reliquie nicht zu schätzen verstand und dieselbe, wie wir bereits gesagt, für drei Gulden versetzte. Der Fürst Camillus Rohan hatte der verstorbenen Frau, geb. Legard, wiederholt eine bedeutende Summe für den Ring geboten, aber stets vergebens. Gegenwärtig ist derselbe Eigenthum eines Pariser Antiquitätensammlers geworden, der eine fabelhafte Summe für ihn fordert.

Indiscret.

Reisender (seinen Paß durchsehend, der ihm soeben ausgestellt wurde): „Besondere Kennzeichen: Krumme Beine... Donnerwetter, den darf ich aber meiner Braut nicht zeigen!"

Bezeichnend.

Fremder: „Bitte, mein Herr, was ist das für ein monumentales Gebäude?"

Herr: „Ja, das weiß ich wirklich selbst nicht!"

Fremder: „Ah — Sie sind gewiß ein Hiesiger?!"

Ein Schwerenöther.

Lieutenant: „....Sie haben keine Ahnung, mein Fräulein, wie Sie mich lieben!"

Nein, aber.

Herr Meyer ist auf der Suche nach einer neuen Wohnung. Dabei trifft er eine, die sehr feucht ist. Der Hausherr setzt ihm aber trotzdem die Vorzüge dieser Wohnung haarklein auseinander und erwähnt schließlich noch als besonderen Vorzug, daß in derselben niemals Mäuse seien. „Das glaube ich", sagt Herr Meyer — „aber wahrscheinlich Fröschel"

Ein Schlaumeier.

Doctor (zum Diener): „Wie kannst Du so ungeschickt sein und während der Ordinationsstunde meinen — Schneider hereinlassen?"

Bedienter: „Er hat gesagt, es fehlt ihm was!"

Eine gebildete Frau.

Gattin: „...Es ist keine Art, daß Du gar nichts thust! Du solltest Dich doch um eine Stellung bemühen... nicht einmal einen Orden hast Du!"

Gatte: „Aber ich weiß gar nicht, warum Du so drängst, liebes Kind — ich bin ja erst vierzig Jahre!"

Gattin: „Ach, das ist gar keine Entschuldigung! In Deinem Alter war Alexander der Große schon sieben Jahre todt!"

Kellnerwitz

„Bringen Sie mir zu dieser Speise etwas Saueres!"

„Bitte, vielleicht die — Rechnung?"

Im Bummelzuge.

Dame: „Was ist das für ein Geräusch vorn?"

Herr: „Die Lokomotive gähnt!"

Folgen des Jägerlateins.

„Warum stehen denn den Herren am Nebentische die Haare so zu Berge?"

„Ach, das sind noch die alten Freunde unseres seligen Herrn Oberförsters; der hat zu seinen Lebzeiten fortwährend so haarsträubende Geschichten erzählt, daß der ganzen Gesellschaft zuletzt die Haare darnach gewachsen sind!"

Nur nobel.

„Dieser Schmuck kostet 250 Mark, Herr Baron — bei Baarzahlung aber 230 Mark!"

„Glauben Sie, mir liegt an lumpigen 20 Mark etwas?.. Ich bleib' ihn schuldig!"

Das kleinere Uebel.

Frau: „Hast Du es denn gern, daß Dein Mann den ganzen Tag raucht?"

Freundin: „Nicht besonders... aber weißt Du: Wenn er nicht raucht, so pfeift er — und da ist mir das Rauchen doch noch lieber!"

Beim Wort genommen.

„...Sie glauben gar nicht, Herr Lieutenant, was für ein Engel an Geduld man sein muß, um den von den Schwiegersöhnen verursachten Aerger hinunter zu würgen!"

„Aha, verstehe, meine Gnädige — so eine Art Magenengel!"